

»Don't Call Me White.«

Parallelgesellschaften, Punk und Hardcore

DiAngelo entwickelt ihr Verständnis von »Privilegien« vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Geschichte und Gegenwart. Doch wenn von »Privilegien« in den USA die Rede ist, muss auch von Parallelgesellschaften die Rede sein. Das Land ist multikulturell, aber die Kulturen existieren vielerorts nebeneinander statt durch- und miteinander. Die USA sind maximal heterogen; es bestehen »tiefgreifende gesellschaftliche und sektionale Spaltungen, die Ausdruck unterschiedlicher regionaler und sozialer Interessen« sind.¹¹⁰ Zwar kann mit Sicherheit gesagt werden: In den USA wird man statistisch betrachtet selten diskriminiert, weil man »weiß« ist, sondern obwohl man »weiß« ist. Vergleichbar damit wird man weltweit nur in absoluten Ausnahmefällen angepöbelt oder angegriffen, weil man heterosexuell ist, sondern obwohl man heterosexuell ist. Solange das so ist, ist klar, in welchen Bereich die meisten politischen und aktivistischen Energien zu investieren sind. Das ändert nichts an der Tatsache, dass es in bestimmten Kontexten möglich ist, spezifisch als angeblich per se privilegierter »Weißer« diskriminiert zu werden.

Viele US-amerikanische Städte sind ethnisch ungleich stärker segregiert als europäische Städte, etwa als das süddeutsche Stuttgart, von dessen Bewohnern heute über 40 Prozent einen sogenannten Migrationshintergrund haben. In der schwäbischen Metropole gelang es den Migranten und den christdemokratischen Oberbürgermeistern Manfred Rommel sowie Wolfgang Schuster

in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch unideologische Zusammenarbeit, Ghettoisierung entgegenzuwirken. Rommel und Schuster sprachen Migranten nicht nur als Opfer oder Benachteiligte an, sondern sahen in ihnen ganz pragmatisch einen Zuzug für ihre stark industrialisierte Stadt und Region, die auf den Zustrom von Arbeitskräfte angewiesen war und es weiterhin bleibt: »Als viele noch dachten, dass die Gastarbeiter bald wieder heimkehren würden, wurde im Stuttgarter Sozialamt eine Stelle für einen Ausländerbeauftragten geschaffen. 1983 wurde auf Initiative des Oberbürgermeisters ein Ausländerausschuss gewählt – bundesweit einer der ersten zur Beteiligung ausländischer Einwohner im Gemeinderat. ›Wir sind alle Stuttgarter‹ lautete Rommels Devise. Als in den Achtzigern ein Afrikaner zwei Polizisten tötete, stellte er sich vor die wütenden Bürger und sagte: ›Es hätte auch ein Schwabe sein können.«¹¹¹

In Stuttgart gibt es zwar Stadtteile, in denen Deutschstämmige mittlerweile eine Minderheit bilden.¹¹² Es gibt aber keine »Ausländerquartiere« im engeren Sinne – und seitdem die Deutschtürken ökonomisch aufgestiegen sind, wählen sie nicht mehr primär SPD, sondern auch CDU. Konservativen Schwaben sind sie habituell teils näher als die konservativen Schwaben linksprogressiven Deutschen. Im Einwanderungsland USA hingegen sind, früher mehr noch als heute, »Chinatowns« oder ausschließlich spanischsprachige Quartiere eine Normalität; ebenso gibt es, aus historisch nachvollziehbaren Gründen, Universitäten nur für Afroamerikaner. Wer als »Weißer« in einer mehrheitlich afroamerikanischen oder lateinamerikanischen Nachbarschaft aufwächst, macht andere Erfahrungen als jemand, der als »Weißer« unter »Weißen« aufwächst. Die Statistik des Gesamten sagt noch nichts über Teilbereiche aus und US-amerikanische Diskurse lassen sich nicht 1:1 auf (Mittel-)Europa übertragen. Wichtig ist der kontextsensible Blick.

Ein solcher Blick wird die These, die Kritik an der Gleichsetzung von »weiß« mit »privilegiert« sei stets rechts, konservativ oder liberitär, auf alle Fälle aber nicht linksprogressiv und antirassistisch motiviert, fragwürdig erscheinen lassen. Allein schon ein Blick in die Geschichte der Subkulturen zeigt, dass die Sache komplizierter ist. So ist Kritik an partiell aufkommender Sippenhaftung aufgrund »weißer« Hautfarbe – wie schon mehrfach erwähnt, ist es letztlich eben doch meist die biologische Hautfarbe, anhand derer Menschen identifiziert werden –, die heute als typisches Narrativ von Trumpisten oder Identitären durch die Medien gereicht wird, schon seit den späten 1970er-Jahren aus der linken Hardcore- und Punkszene zu vernehmen. Identische Diagnosen bedeuten nicht identische Haltungen.

Der kontroverse Song »Guilty of Being White« (1981) der Hardcoreband Minor Threat aus Washington D.C. etwa ist keine pro-trumpistische oder neurechte Generalanklage im Sinne von: Alle »Weißen« werden diskriminiert! Wir sind Fremde im eigenen Land! Es tobt ein Genozid gegen »Weiße«! Zwar wurde »Guilty of Being White« von rechtsradikalen Bands instrumentalisiert. Aber die Neue Rechte eignet sich nun mal alles an, was sie in die Finger bekommt, bis hin zu den kommunistischen Theorien eines Antonio Gramsci. Wollte man argumentieren, Gramsci sei für politisch links Stehende tabu, nur weil die Neue Rechte sich auf ihn beruft und seine Gedankengebäude plündert? Sicherlich nicht.

Minor Threats Sänger Ian MacKaye stellt in »Guilty of Being White« keine identitäre Theorie auf, sondern erzählt von seinen Erfahrungen als »weißer« Schüler in einem überwiegend »schwarzen« Umfeld. Anders als andere »Weiße« waren seine Eltern nicht aus dem Innenstadtviertel Georgetown in eine von wohlhabenden »Weißen« bewohnte Vorstadt umgezogen; anders als andere »Weiße« ging MacKaye auch nicht auf eine elitäre Privatschule, sondern

auf eine öffentliche Schule mit überwiegend »schwarzen« Schülern. Hier zeigt sich: »Weiß« ist nicht gleich »weiß«. Die einen »Weißen« treten die Flucht in die heimelige Vorstadt-Parallelwelt an und stehen dann pauschal für »die Privilegierten«. Die, die bleiben, fallen durchs Raster der Wahrnehmung dessen, was als »weiß« gilt.

Ausgehend von dieser Situation verließ der damals 19-jährige MacKaye seiner Wut darüber Ausdruck, für Ungerechtigkeiten, die andere »Weiße« vor ihm begangen hatten, verantwortlich gemacht – konkret: in der Schule verprügelt – zu werden. Ähnliche Erfahrungen wie MacKaye machte der Hardcoremusiker Harley Flanagan, der als »White Kid« in den 1970er- und 1980er-Jahren in New Yorks Lower East Side aufwuchs, und zwar als Minderheit in einer Minderheit: »Ich war der einzige weiße Teenager in meinem Viertel und in meiner Gegend. [...] Die ganze Nachbarschaft war puerto-ricanisch. Und mir wurde regelmäßig in den Hintern getreten. [...] Die Leute verstehen das nicht. Die Leute reden vom weißen Privileg und so, aber da, wo ich aufgewachsen bin, war das einzige Privileg, das man als Weißer hatte, dass man in den Arsch getreten wurde.«¹¹³ Auch Henry Rollins, der frühere Sänger von Black Flag und ein langjähriger Freund von MacKaye, berichtet von verstörenden Erfahrungen aus seiner Schulzeit in Washington D. C.: »Alles, was ich war, war ein Produkt all der Angst und Demütigung, die ich erlitt. Die Angst vor meinen Eltern. Die Demütigung durch die Lehrer, die mich »Mülleimer« nannten und mir sagten, dass ich für meinen Lebensunterhalt Rasen mähen würde. Und die ganz reale Angst vor meinen Mitschülern. Ich wurde wegen meiner Hautfarbe und meiner Größe bedroht und verprügelt.«¹¹⁴ Heute ist Rollins eine Ikone des linksliberalen, antirassistischen Amerikas.

Nur wenn man in der Stimme eines Einzelnen nichts als das Echo eines strukturellen Zusammenhangs erkennt, wird man in MacKayes Songtext oder in Flanagans und Rollins' Schilderungen zwangs-

läufig einen Ausdruck »weißer Privilegien«, mithin das Ausblenden all dessen, wovon man profitiert, auch ohne es zu wissen, erkennen. Der kontextsensible Blick aber wird die Umstände beachten, die den Songtext des Teenagers geprägt haben; zudem wird er normative und pragmatische Grundlagen der Punk- und Hardcore-Punkszenen einbeziehen, darunter das Prinzip »Do It Yourself« (man verkörpert die Alternative, statt von anderen ihre Umsetzung zu fordern), die Skepsis gegenüber institutionalisierter Macht und die Ablehnung politischer Korrektheit. Natürlich ist ein Titel wie »Guilty of Being White« nicht gerade subtil. Aber eben darum geht es in weiten Teilen von Punk und Hardcorepunk! Die Abkehr von politischer Korrektheit speist sich dabei nicht zuletzt aus dem Widerstand gegen die Hippiebewegung, die in den 1970er-Jahren bereits in bunten Trümmern lag, wozu auch die Verklärung des Drogenkonsums durch den Guru der Bewegung, Timothy Leary, ihren Teil beigetragen haben mag.

Im Hardcorepunk entstand als Reaktion auf Hippie-Utopien und destruktiven Drogenkonsum die Straight-Edge-Subkultur. Linke Nonkonformisten wie Ian MacKaye und Henry Rollins schworen den Drogen ab und rasierten sich wie Mönche die Schädel kahl. Allein, ihre Botschaften kamen weiterhin nicht als klösterliche Sonntagsreden daher, sondern laut, hart, provozierend: »Ich bin ein Typ wie alle anderen auch / Aber ich habe Besseres zu tun / Als herumzusitzen und mir den Schädel vollzudröhnen / Mit lebendigen Toten rumzuhängen / Mir weißen Dreck die Nase hochzuziehen / Bei den Shows in Ohnmacht zu fallen / Ich verschwende keinen Gedanken an Speed / Ich brauche das ganz einfach nicht« (Minor Threat, »Straight Edge«, 1981). Wie blasiert!, mochten sich da manche Subkulturelle denken. Dieser Typ ist doch im Herzen ein privilegierter, spießiger Bürgerlicher, der sich nur als Punkrocker verkleidet hat!

Drogenaffinen Punks erging es nicht besser, was Irritationen ob drastischer Ausdrucksmittel betrifft. Der Song »No Caucasian Gu-

ilt« (1977) – »kaukasisch« meint in Amerika »hellhäutig« – des Punkduos Noh Mercy etwa wurde als rassistisches Pamphlet missverstanden. Sängerin Esmerelda eröffnet den Song mit den Worten: »Ich will nicht politisch korrekt sein / Ich brauche keine kaukasische Schuld / Ich habe nie Juden gekocht / Ich habe nie Indianern Land geraubt / Ich habe mir nie einen Schwarzen zum Sklaven gemacht / Ich habe nie ein Latino-Grab geschaufelt / Mir nie von Chinesen Bahngleise legen lassen.« Noh Mercys Lied war als Satire auf Rassismus gedacht, eben mit den krassen Mitteln der Punks statt mit den sanften Mitteln der Hippies. Das außerhalb der Punkszene zu vermitteln, erwies sich als schwierig. Allzu leicht konnte dieser Humor als »Privileg« der Bessergestellten verstanden werden. Sowohl MacKays unironische Aussagen wie auch Noh Mercys Ironie boten sich für Skandalisierung geradezu an. Was ja, andererseits, durchaus im Sinne des Punks ist.

Die meisten Punks und Hardcorepunks dürften wissen, dass sie nicht nur »für sich selbst« sprechen, sondern immer auch Teil eines Gesamtzusammenhangs sind. Gerade deshalb wollen sie sich ja davon lösen. Insofern geht nur bedingt auf, was die Journalistin Sara Jaffe 2012 über eine Diskussion zwischen den Punkmusikern Vic Bondi, Dave Dictor und MacKaye, die 1983 im Magazin »Maximumrocknroll« abgedruckt wurde, schrieb: »Mackayes [sic] Arroganz in der Diskussionsrunde ist gelinde gesagt abstoßend; aus ihr spricht der Wunsch, die Punkkultur könne wirklich ein Ort sein, an dem Rasse schlicht und ergreifend keine Rolle mehr spiele. Das Problem ist: Der erste Schritt zur Beendigung des Rassismus besteht darin, dass die Privilegierten erkennen, auf welche Weise sie vom System profitieren, selbst wenn sie zustimmen, dass es kaputt ist.«¹¹⁵ Warum aber sollte man diesen Wunsch nicht haben? Man sollte, ja man muss ihn haben! Er ist, wie alle Utopien, ein Horizont, auf den man zusteuert, nicht ein Ding, das man erreicht und ergreift. Diplo-

matisch gibt sich Dictor, wenn er auf MacKays Schilderung seiner persönlichen Diskriminierungserfahrungen erwidert: »Du drückst ganz einfach deine Gefühle in dieser Sache aus und das ist in Ordnung.« Genau so ist es. Dafür muss immer Platz sein.

MacKaye sagt in der Diskussion zudem explizit, er könne das Argument der historisch bedingten strukturellen Ungleichheit in den USA nachvollziehen. Er erkennt an, dass »Schwarze« in den USA schlimmere Erfahrungen machen mussten als etwa Iren. Diese wurden, wie Bondi ausführt, zwar ebenfalls diskriminiert, aber sie wurden nicht als Sklaven ins Land verschleppt. MacKaye erkennt auch die Notwendigkeit von Affirmative Action an. Aber er insistiert wieder und wieder auf die Berücksichtigung der lebenspraktischen Konsequenzen auch für Individuen statt nur für Gruppen. Er denke stets vom Individuum her, betont er, und positioniert sich damit – ohne dass er dafür die einschlägigen Schriften gelesen haben musste – in der Tradition des Individualanarchismus, wie er sich mit Max Stirner und Gustav Landauer herausgebildet hat. Diese Form des Anarchismus ist nicht zu verwechseln mit einem primär ökonomistisch grundierten Libertarismus und seinem Zug zum Sozialdarwinistischen. MacKaye gibt überdies an, er wolle nicht so rüberkommen, als wisse er persönlich genau, was zu tun sei, um sich damit in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Diese Haltung passt ebenfalls zum Anarchismus, genauer gesagt zum Denken Landauers, der schrieb: »Es gilt jetzt, noch Opfer anderer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille, unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben Beispiel zu geben.«¹¹⁶ Das ist »präfigurative Politik«, wie sie im anarchistischen Buche steht.

Dass »Guilty of Being White«, ähnlich wie NoFXs Song »Don't Call Me White« (1994), bis heute für Streit unter Linken sorgt, überrascht nicht. Er zeugt von Verschiebungen in den Ansichten darüber, welche »Privilegien« primär kritisiert werden sollten. Punk fo-

kussiert traditionell auf Klassenunterschiede statt »Rassen«unterschiede; zugleich halten viele Punks den Individualismus als anarchistischen Gegenpol zum völkischen Autoritarismus und zum autoritären Kollektivismus im Allgemeinen hoch. So verhielt es sich auch mit Minor Threat und »Guilty of Being White«. Und als reagierten sie auf die heutigen Privilegiendebatten, singen NoFX in »Don't Call Me White« schon Anfang der 1990er-Jahre: »Dann nenne mich eben ein Arschloch/Denn ich kann/Verantwortung nur für das übernehmen, was ich getan habe/Und nicht dafür, wer ich bin.« Es wäre ein Missverständnis, darin einfach eine Form des »Silencing« zu sehen; also des Ausblendens unliebsamer Teile der Realität. Eher ging es den Musikern darum zu signalisieren, dass Race keine Rolle spielen *solle*; nicht, dass sie keine Rolle *spiele*. Im Jahr 1984 rief der deutsche Punksänger Dirk Joras bei einem Konzert pöbelnden Rechtsradikalen zu: »Passt auf, ihr Scheißer – ja? Uns ist das völlig egal, ob jemand aus Berlin kommt, aus Hamburg oder sonst woher. Ist uns völlig scheißegal, verstehst du? Scheißegal, ob jemand schwarz ist oder weiß, scheißegal, ob jemand Türke ist oder Deutscher, scheißegal! Versteht ihr mich, ihr Wichser? Ja? Und all die Leute haben Bock drauf, dass wir spielen. Und ihr kleiner Scheißhaufen werdet dieses Konzert nicht in' Arsch machen, sonst gibt es auf die Fresse, so satt und lang, wie ihr noch nie in eurem Leben auf die Fresse gekriegt habt! Klar, oder was?«¹¹⁷ Wollte er damit sagen, dass alle bereits gleich behandelt werden? Natürlich nicht.

Die Punks wollten nicht den Rassenwahn der Vergangenheit und sein Nachglühen in der Gegenwart reproduzieren, sondern in der Lebenswelt ein besseres Beispiel geben. Darin zeigt sich der Einfluss des Anarchismus. »Lebenswelt« bedeutet hier, dass es keines ausgefeilten akademischen Programms und keiner staatlichen Leitgestirne bedarf. Die Do-it-yourself-Punks und -Hardcorepunks setzten auf das gelebte Vorbild; mithin auf *Demonstration* und *Antizipation*

statt auf Kanzelpredigten. Das erinnert stark an den oben erwähnten undogmatischen Anarchisten Gustav Landauer, aus dessen Sicht sich erst die Einzelnen ändern müssen, damit sich das Ganze, wie in einer Kettenreaktion, ändern kann. Sinngemäße Varianten seines Satzes »Vom Individuum beginnt alles; und am Individuum liegt alles« sind im Hardcorepunk an der Tagesordnung, etwa wenn es bei Better Than a Thousand im Jahr 1998 heißt: »Schieb's auf dein Land, schieb's auf deine Stadt / Schieb's auf deine Nachbarschaft, du willst sie niederbrennen / Schieb's auf deine Kultur, schieb's auf deine Gene / Schieb's auf New York, L. A. und alles, was dazwischen liegt / [...] Ich habe diese Ausreden satt, genug davon! / Es ist an der Zeit, aufzustehen und Verantwortung zu übernehmen.« Schon im Jahr 1987 schrie Henry Rollins ins Mikrofon: »Rede nicht drüber – tu es, tu es, tu es, tu es!« Heute indes besteht in Teilen der Linken die Tendenz zu sagen, es müssten sich erst »die Strukturen« ändern. Die »Strukturen« aber sind das, was Einzelne und Gruppen durch ihr Handeln hervorbringen. Wenn alle darauf hoffen, dass sich erst mal die große, unsichtbare »Struktur« ändert, ändert sich wenig.

Die mehrheitlich »weißen« Punks und Hardcorepunks wollten der eigenen Gruppenidentität und Gruppenzwängen entfliehen, das »privilegierte« Leben gegen ein Leben in Tourbussen und Clubs eintauschen, der satten »weißen« Mittelklasse den Stinkefinger zeigen. Viele Afroamerikaner hingegen hatte ganz andere Prioritäten. Und dies aus guten Gründen. Sie waren bestrebt, überhaupt erst ein positives Bild ihrer eigenen Gruppe, die in der Vergangenheit – und nicht nur in der Vergangenheit – gezielt abgewertet worden war, zu erzeugen (»black and proud«). Für MacKaye und Rollins war der Verzicht auf akademische Meriten, zu denen beide das Zeug gehabt hätten, ein Akt der Rebellion. Die Nachfahren aus Afrika verschleppter Sklaven hingegen, die noch bis vor kurzem durch Rassengesetze in diskriminierte Parallelgesellschaften gezwungen worden

waren, mussten erst einmal aufbauen, was die Eltern der anderen schon hatten. Die Hardcorepunks aus Washington D. C. wollten aus Protest kulturell und ökonomisch absteigen. Afroamerikanische Aktivisten hingegen wollten kulturell und ökonomisch aufsteigen. Beide Gruppen starteten schlicht von unterschiedlichen Positionen. Beide verfolgten ihre Ziele mit guten und gerechten Intentionen, aus nachvollziehbaren Gründen. Hier erweist sich die Rede von »Politics of Place« (Adrienne Rich) als wichtig. Es macht eben einen Unterschied, von welcher Position man startet. Die Betonung liegt auf »einen«. Es ist nicht der einzige Unterschied.

Infolge des langsamen Aufstiegs der Minderheiten begannen sich in den USA der 1970er-Jahre die Gewichtungen in linksprogressiven Milieus zu verschieben: weg von Individuum versus Masse hin zu kleineren, marginalisierten Gruppen, was sexuelle Orientierung, Gender und *Race* betrifft. Zudem erhielt ein neuer akademischer Ton Einzug in die Kritik an den Verhältnissen. Minor-Threats-Sänger Ian MacKaye war ein wütender Teenager, als er den Song »Guilty of Being White« schrieb. Er und sein Kumpel Henry Rollins wurden zwar in bildungsbürgerliche Familien geboren und litten keine materielle Not, absolvierten aber nie ein Studium und sammelten ihr Wissen als tourende Hardcorepunks auf der Straße. Harley Flanagan wuchs als Kind von Hippie-Eltern unter chaotischen Umständen mit viel Gewalt- und Drogen Erfahrung auf. Entsprechend waren die Songtexte der Musiker eher ungehobelter Natur. Die neuen identitätspolitisch orientierten Aktivisten indes eigneten sich ein geschliffenes Vokabular an, versuchten, Studienplätze an renommierten Hochschulen zu ergattern und brachten sich auf den aktuellsten Stand der Kritischen Theorie, die damals stark von der kontinental-europäischen Linken inspiriert war. Die oben im Zusammenhang mit »Politics of Place« erwähnte (»weiße«) Theoretikerin Adrienne Rich war die Tochter eines Pathologieprofessors und einer Konzert-

pianistin, die aus einem Arbeiterhaushalt stammende Feministin und Aktivistin bell hooks studierte an der privaten Eliteuniversität Stanford, die afroamerikanische Sozialistin Barbara Smith, Mitglied des Combahee River Collective, promovierte an der Universität von Connecticut, Martin Luther King erhielt seinen Dokortitel von der Boston-Universität. Gerade aus intersektionaler Sicht sollten diese sozialen Konstellationen und Dynamiken mit in Betracht gezogen werden.

Der afroamerikanische Politikwissenschaftler Wilfred Reilly, der sowohl die Auswüchse linker wie auch rechter Ideologie in den USA kritisiert, trägt zu Differenzierung bei, wenn er im Jahr 2021 erzählt: »Ich bin in einer einigermaßen normalen, von der Arbeiter- und der Mittelklasse geprägten Umgebung aufgewachsen, außerhalb des Einflusses von all diesen trendigen College-Boy-Ideologien. Dort hattest du eher Probleme, wenn du als Italiener in ein von Schwarzen oder Iren dominiertes Quartier gezogen bist.«¹¹⁸ Das ist auf einer Linie mit den Schilderungen von MacKaye, Rollins und Flanagan. Und es bestätigt meine oben dargelegte These, dass in Diskussionen über Privilegien in den USA stets die dort existierenden Parallelgesellschaften mitbedacht werden müssen. Die Lage der Afroamerikaner habe sich überdies im Laufe der letzten 70 Jahre klar verbessert, meint Reilly. Großtheorien, die eine akademische Minderheit über entrüstete Strategien in den Mainstream trägt, steht er skeptisch gegenüber, hat aber seinen Humor im Angesicht der *Campus Wars* in den USA nicht verloren. »Erst als ich in die Universität kam, wurde ich mit all diesen Theorien konfrontiert, die auf marxistischen Lehren beruhen, die von nicht sehr intelligenten Amerikanern übersetzt wurden. Da datet man dann das Business-Girl, das einem erzählt, wie unterdrückt sie war. Für mich war das fast ein Witz, dass diese Leute unterdrückt werden. Aber seit ich an der Universität bin, ist mir bewusst geworden, dass dieser

Witz sehr mächtig sein kann.«¹¹⁹ Es ist bezeichnend, dass Afroamerikaner wie Reilly in den Diskursen vieler Linksprogressiver, die für sich in Anspruch nehmen, die gesamte Gruppe der »People of Color« zu repräsentieren, keine oder nur eine marginale Rolle spielen. Am Ende steht eben doch oft der Einsatz für politisch Gleichgesinnte im Zentrum, nicht der für alle nicht-»weißen« Menschen.

Reillys Differenzierung führt zurück zu DiAngelos stereotypisierender Kritik. So ist ihre Behauptung, der sozioökonomische Aufstieg von Afroamerikanern wie Barack Obama habe nichts am Status quo geändert, irreführend. Am Status quo hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte nachweislich einiges getan. Dass das nicht genug ist, ändert nichts daran, dass es so ist – und entsprechend benannt werden muss. Sonst fördert man Frustration, Depression, Aggression. Der Bericht »The Economic State of Black America in 2020«, verfasst vom Joint Economic Committee des US-Kongresses, vermittelt ein differenzierteres Bild als DiAngelos Buch und bestätigt Reillys Einschätzung. Die Vertreter von Demokraten und Republikanern halten im Bericht fest: »Millionen von schwarzen Amerikanern haben ... von den Möglichkeiten profitiert, die durch das De-jure-Ende der Jim-Crow-Gesetze geschaffen wurden: Sie sind erstmals in die Mittelschicht aufgestiegen, haben einen Hochschulabschluss erworben, erhalten höhere Löhne, sind beruflich erfolgreich und ziehen Kinder groß, die auf ihren Erfolgen aufbauen können. [...] Hinter diesen sehr sichtbaren Zeichen der Verbesserung verbergen sich jedoch tiefe Ungerechtigkeiten, die Dutzende von Millionen schwarzer Amerikaner zu Bürgern zweiter Klasse machen, mit weitaus weniger Möglichkeiten, gute Gesundheit, politischen Einfluss, Wohlstand und Sicherheit zu erlangen als andere Amerikaner.«¹²⁰ Die Formulierung »andere Amerikaner« trifft es besser als »Weiße«, gibt es in den USA doch auch, unter anderem, Asiatischstämmige und Lateinamerikaner. Um die Situation bis-

lang Benachteiligter weiter zu verbessern, eignet sich das Dokument des Joint Committee eher als polemische Zuspitzungen aus nominell wissenschaftlicher Feder. In einem Popsong wie Snakefingers »There's No Justice in Life« (1987) ist es völlig in Ordnung, pauschal und raunend über »the privileged few« zu singen. »Guilty of Being White« ist ein berechtigter Ausdruck persönlicher Gefühle. Akademiker aber sollten höhere Ansprüche haben.